Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 19 (1929)

Heft: 19

Artikel: Die Diagnosen des Dr. Zimmertür [Fortsetzung]

Autor: Heller, Frank

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-638630

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 31.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

geschlafen, bekam das verweinte Theresi die Mitteilung, daß der Lehrerberuf nun überwunden sei und eine neue herrliche, schöpferische Zeit beginne. Theresi wehrte sich mit Bitten und Flehen und Tränen und Drohen. Es gab scharfe Spannungen. Im Wirtshaus fühlte sich Ferdinand besser verstanden als von seiner doch leider etwas hausbackenen Frau.

Die Schule wurde aufgegeben, und nun begann mit dem wenigen Ersparten und dem Erlös der sieben Bilder eine Zeit wirklicher Arbeit. Als der Winter kam, fühlte der Maljünger den Trieb nach der Stadt. Therese blieb mit ihrem Züseli in Feuerstein und hoffte immer noch auf Sinnesänderung ihres Mannes. Die Schwiegereltern waren auf ihrer Seite. Vater Sebastian und Mutter Annebäbi unterstützten sie seelisch und leiblich. Aber sie konnten nicht verhindern, daß eine tiefe Bitterkeit über Therese hereinbrach. Die Bitterkeit machte sich bei den seltenen Besuchen Ferdinands in Explosionen Luft, und die Explosionen führten die beiden einander nicht näher. Therese zog mit ihrem Züseli in eine mehr als einfache Wohnung und grämte sich über ihre zerstörten Jugendhoffnungen. Als Näherin wußte sie in freudearmem Sein sich mit ihrem Kind durchzuschlagen. Auch bei Ferdinand ging's nicht so großartig, wie er am Anfang gehofft. Das Stadtleben wuchs ihm über den Kopf. Auch wurde er dort nicht so bewundert wie von dem Schwaderwiler Kollegen. Es gab eben noch manche Seinesgleichen: Genies in allen Gassen. Das war recht unangenehm. Etwas abgebrannt kam er wieder nach Feuerstein zu seiner Frau. Die war nun freilich nicht mehr so lieblich zu ihm wie als junge Verliebte. Lieblicher waren denn schon die Jaßbrüder im „Ochsen". Kurz, das Wirtshaus nahm den werdenden Künstler wieder in seine allzeit gastlichen Fangarme. Das kostete aber Geld. Geld verdiente Ferdinand nicht, Therese mühsam. Ihre sauer erworbenen Batzen flogen davon. Sie sah entsetzt in einen Abgrund. Und als er einmal betrunken heim kam und sie schlug, schossen der Lebenswille und der Stolz in ihr hoch. Sie schlug wieder, und eine treffsichere Ohrfeige ernüchterte den Mann ein wenig. Aber für den ehelichen Frieden war auch das nicht von Vorteil. Es nützte alles nichts. — Vater Sebastian von Gütterlingen nahm seinen Sprößling nun wohl ernsthaft und unnachgiebig ins Gebet; aber der Sohn kannte sich in moderner Literatur aus und wußte, daß die Väter für geniale Söhne gewöhnlich kein Verständnis zu besitzen pflegen. Zornig fuhr der Herr Gemeindeschreiber heim zu. Als sorgenvoll ein paar Tage darauf die Mutter anrückte, um mit Liebe und Geduld ihren Ferdinand zum Guten zu lenken, da wurde der Sohn wohl einmal weich und versprach vieles. Halten konnte er nichts. Nun, so kam das Schicksal zwangsläufig. Nach einem Jahr hielt Therese die Unsicherheit, die Not, den Wirtshausgeruch, das Getue, wie sie es nannte, und vieles andere nicht mehr aus und nahm sich nicht etwa das Leben, sondern strengte die Scheidung an. Das Gericht war klug genug, ihr Züseli zu lassen. Sie zog weit weg in den Aargau. Sie wollte vergessen und konnte es nicht; aber sie wollte sich auch redlich durchschlagen, und das konnte sie.

Ferdinand kam nun mehr und mehr ins Rutschen. Das Wirtshaus wurde seine eigentliche Heimat. Er stellte Bilder aus; aber der Kunstwind pfiff schon wieder aus einem andern Loch. Hie und da verkaufte er etwas, gewöhnlich nichts. Mit seinen Aemtern war's schon längst aus. Der Präsident im gemischten Chor war sein Nachfolger als Lehrer, wieder ein junger und lediger, um den sich eine neue Mädchengeneration interessierte. Spritzenmeister war er noch eine Zeitlang; aber als er einmal im Dusel den hinter dem Wald aufgehenden Mond für eine Feuersbrunst hielt und um Mitternacht das ganze Dorf alarmierte, wurde ihm das Aemtchen genommen. Nur bei den Schützen schoß er noch mit; aber von Jahr zu Jahr schlechter. Sein Arm zitterte eben. Doch in den zittrigen Armen wollte er gleichwohl noch was haben. Keine Kellnerin war mehr vor ihm sicher. Seine Witze wurden immer gewöhnlicher und unflätiger. Auch seine Schulden wurden immer unübersehbarer. Niemand hatte mehr Lust, ihm zu helfen. Wie gesagt, der Ferdinand Freudiger von Feuerstein rutschte und rutschte; und als er einmal bei einem Schützenfest total betrunken eine Weinflasche in einen großen Spiegel schleuderte, schämten sich sogar seine Schützen- und Wirtshausbrüder seiner. Am andern Morgen erhielt er die Mitteilung, daß er aus der Schützengesellschaft ausgeschlossen sei.

Gegen Abend, als Sebastian Freudiger in Gütterlingen sein Bureau schloß und zu seiner Frau Annebäbi hinaufkam, fand er sie in Tränen aufgelöst. Ferdinand sei bei ihr gewesen, finster und zerrüttet. Er hätte eigentlich nur so herumgestanden, wenig gesagt, nur schließlich, er lasse den andern Lebewohl sagen. Die Sache müsse jetzt ein Ende nehmen. Und dann sei er fortgestürmt. Sie wisse nicht wohin. Sie fürchte, er tue sich ein Leid an. Sebastian war betroffen. Man wartete einen Tag und wieder einen. Ferdinand blieb verschwunden. Man benachrichtigte den Landjäger. Alles fing an zu suchen. Ferdinand wurde weit herum Tagesgespräch. Man durchforschte den Wald, ob etwa der Vermißte an einem Baume hange. Alle hatten so ein Ende kommen sehen. Schade wäre es eigentlich nicht um ihn, hieß es. Gleichwohl suchte man einige Zeit noch eifrig. Ohne Resultat. Die einzige Auskunft konnte ein alter lediger Taglöhner geben. Ferdinand hätte ihm höhnisch grinsend einen alten Schützenlorbeerkranz zum Fenster hineingeschmissen, er solle den fressen, wenn er ihn verdauen könne, und fort sei er gewesen. Fort! Wochen vergingen, Monate, Jahre. Niemand hörte mehr etwas von ihm.

Frank Heller: **Die Diagnosen des Dr. Zimmertür.** Detektivgeschichten

Deutsch von Marie Franzos. — Copyright by Grethlein & Co., Zürich. 15

Der Kommissar stellte das Glas weg.

„Box 526?" fragte er.

„Box 526."

Der Kommissar saß lange in tiefe Gedanken versunken da.

„Seinen Vater ermorden", murmelte er, „und —"

Er sprach den Satz nicht zu Ende, er goß seinen Bitter auf einen Zug hinunter.

Als Dr. Zimmertür und er die Bodega verließen, wurde von heiseren Stimmen das „Avondblad" ausgerufen, und eine der Ueberschriften veranlaßte die beiden Herren, sich eiligst jeder ein Exemplar zu kaufen.

Rätselhafter Todesfall

lautete die Ueberschrift.

James Fitzroy tot in seinem Observatorium aufgefunden. Liegt ein Mord vor?

Der Kommissar sah über den Rand seiner Zeitung hinweg den Doktor mit Augen an, in denen man wirklichen Respekt las.

Was den Doktor betraf, so war sein volles Antlitz wie der Neumond geworfen.

3.

Dr. Zimmertür brauchte seine ganze Anspannungsfähigkeit, um am nächsten Morgen seine Ordination durchzuführen. Er hatte viele Besucher, aber keinem von ihnen gelang es, ihn nennenswert für seinen Fall zu interessieren. Der einzige Besucher, auf den er wartete, kam nicht.

War es möglich? Hatte sein junger ‚Patient' sein eigenes Problem so rasch gelöst und so — radikal? Sein ganzes Aussehen sprach dagegen. Es war das Aussehen eines Träumers. Aber wenn der Träumer aus dem Traum

erwacht und der Wirklichkeit ins Auge sieht, was dann? Ja, was geschieht, wenn man einen Schlafwandler, der am Rande eines Abgrundes wandert, plötzlich weckt? Da ist die Folge gewöhnlich verhängnisvoll — aber nein, der Doktor wollte es nicht glauben, konnte es nicht glauben.

Die Artikel der Zeitungen waren so wortreich, wie man es bei einem so remarkablen Todesfall erwarten konnte, ohne jedoch viel Licht auf die Situation zu werfen.

James Fitzroy war tot in seinem ‚Observatorium' aufgefunden worden. Die ganze eine Seite des Kopfes war von einem Stein bis zur Unkenntlichkeit zermalmt. Wer diesen Stein geschleudert hatte, wußte man nicht — aber eines war sicher, daß er mit großer Kraft geschleudert und gut gezielt sein mußte.

Auf den Wandbrettern des Observatoriums befand sich eine reiche Auswahl von Steinen in verschiedenen Größen, denn James Fitzroy hatte sich auch mit Geologie befaßt. Ob einer dieser Steine verwendet worden war, wußte man nicht, denn sie lagen in ziemlicher Unordnung herum, aber wahrscheinlich war es, denn in dem Garten rings um das Observatorium fanden sich keine Steine, und ein Stein ist doch kaum eine Waffe, die man heutzutage weitere Strecken mit sich trägt. Aber wenn es auch einer von Fitzroys eigenen Steinen war, der ihn getötet hatte, erklärte dies noch nicht, wer ihn geschleudert hatte. Kein Fremder hatte an diesem Abend den Besitzer des Hauses aufgesucht, das wußten alle Hausbewohner ganz bestimmt. Und die Lage des Observatoriums machte es einem Unbekannten fast unmöglich, einzudringen, ohne gesehen zu werden.

Also?

Die Zeitungen beantworteten die Frage nicht, aber sie wußten auch nicht, was der Doktor wußte. Einen gab es, der es wußte — dank der ersten Indiskretion, deren sich der Doktor je schuldig gemacht.

Was glaubte er? Und was gedachte er zu tun?

Dr. Zimmertürs Gesicht war schlaff und gefurcht, und seine Augen hatten jede Spur von ihrer angeborenen Neugierde verloren, als er das Haus verließ, um den Kommissar aufzusuchen. Er fand ihn in der Bodega, eifrig damit beschäftigt zu rauchen, und stieß einen Seufzer der Erleichterung aus. Wenn er hier saß, war die Sache wohl nicht so ernst. Aber zwei Worte von Groot genügten, um seiner Zuversicht den Boden zu entziehen.

„Na, da sind Sie, lieber Freund", murmelte der Kommissar. „Ich war gerade auf dem Wege zu Ihnen."

„Zu mir?"

„Ja, zu Ihnen. Ich wollte Sie vorher von der Arretierung benachrichtigen, und Sie gleichzeitig bitten, mir zu glauben, daß dies in keiner Weise mit dem zusammenhängt, was Sie mir zufälligerweise erzählt haben."

Der Doktor fühlte den Schweiß an jener Stelle ausbrechen, die der Haaransatz seiner Jugend gewesen war. Er war zu überwältigt, um ein Wort hervorzubringen. Schließlich stammelte er:

„Das meinen Sie nicht!"

„Doch." Der Ton des Kommissars war klar und bestimmt, aber leise. „Es bleibt leider keine Wahl — und auch kein Zweifel. Wir haben das ganze Hauspersonal einem Kreuzverhör unterzogen, wir haben das Terrain rings um das Haus untersucht, Fenster, Türen und Böden im Hause, und alles führt, bezüglich der Identität des Mörders, zu ein und demselben Schlußsatz. Daß ein Mord vorliegt, ist sicher; denn der Mann kann sich doch im Namen allen gesunden Menschenverstandes nicht selbst so lange mit einem Stein auf den Kopf geschlagen haben, bis er sich die Hirnschale zerschmettert hat? Aber wenn er es nicht getan hat, dann hat ihn sein eigener —"

Der Doktor hob beschwörend die Hand.

„Theorie ist eines, Praxis ein anderes", murmelte er. „Man kann eine theoretische Diagnose noch so oft stellen, wenn man sie eintreffen sieht, schaudert man dennoch. Und was veranlaßt Sie zu glauben, daß — daß kein anderer —"

„Hören Sie mal!" sagte der Kommissar. „Wenn Ihnen vorgestern bei Ihrer Konsultation ein klassischer Fall vorlag, so sind wir bei unserer Untersuchung auf einen ebenso klassischen Fall gestoßen. Erstens hat es vorgestern abend gegen neuen Uhr geregnet, und der Boden war noch ganz feucht, als wir gerufen wurden. Aber keine einzige Fußspur war im Garten der Villa zu entdecken, und die Villa mit dem Observatorium liegt doch auf allen Seiten von Gartenbeeten umgeben da. Zweitens: das ganze Dienstpersonal, alles in allem drei Personen, war an diesem Abend zu Hause. Sie wollen einen Eid darauf ablegen, daß nach fünf Uhr, zu welcher Zeit der junge Herr Fitzroy nach Hause kam, kein Gast in das Haus eingelassen wurde. Es sind zwei ehrliche Bauernmädchen aus Friesland und ein alter, kränklicher Diener aus Walcheren, die schon seit Jahren im Hause sind.

Sie brauchen sie nur zu sehen, um zu wissen, daß die drei, nicht einmal wenn sie wollten, lügen könnten. Drittens: der junge Fitzroy benahm sich den ganzen Abend sonderbar. Als er nach Hause kam, ging er direkt in die Bibliothek hinauf, wo er sich bis zum Mittagessen einschloß. Nur mit Schwierigkeit konnte ihn seine Mutter bewegen, an der Mahlzeit teilzunehmen. Er sprach kaum ein Wort zu seinen Eltern, aber hier und da sah er seinen Vater verstohlen mit sonderbaren Augen an — das ist der Ausdruck des Stubenmädchens, nicht meiner. Viertens: ein paar Stunden nach dem Mittagessen, gegen halb zehn Uhr, hörte ihn seine Mutter zu seinem Vater hinaufgehen, der sich damals im Observatorium befand. Sie erwähnte es ohne Zögern, offenbar, um uns behilflich zu sein auszurechnen, wann der Mord verübt worden sein könnte. Der Sohn selbst gibt zu, daß er dort hinaufging und ein bißchen oben blieb, aber behauptet, daß alles in bester Ordnung war, als er wieder ging. Niemand hörte ihn hinuntergehen, aber als man James Fitzroy das nächste Mal sah, war er ein toter Mann."

Der Doktor räusperte sich.

„Das war nicht eher als am nächsten Morgen?"

„Nein. Er arbeitete oft die ganze Nacht durch, und niemand fand etwas Besonderes daran, wenn er nicht zu Bett ging."

Der Kommissar verstummte und hüllte sich in Tabaksrauchwolken. Dr. Zimmertür dachte nach. Wie immer, wenn er nachdachte, grimassierte er ununterbrochen. Und wie angestrengt er jetzt dachte, ging aus seinen Grimassen hervor, die zwei Gäste, die eben die Türe öffneten, in die Flucht jagten.

„Sie haben recht", murmelte er schließlich. „Ein klassischer Fall. Ebenso klassisch wie meiner. Aber ich will meine Klassiker verbrennen, wenn ich nicht — ja, das will ich — wann soll die Arretierung vorgenommen werden?"

„Eigentlich sollte sie schon erfolgt sein. Ich wollte Sie nur vorbereiten und Sie bitten, mir zu glauben, daß nichts von dem, was Sie mir gestern über Ihre Konsultation erzählten —"

„Sprechen Sie nicht davon! Und wenn mir das, was ich versuchen will, nicht gelingt, ist es meine letzte gewesen — das versichere ich Ihnen. Haben Sie etwas dagegen, wenn ich Sie dort hinaus begleite?"

Der Kommissar riß die Augen auf.

„Natürlich nicht, aber —"

„Und wollen Sie mir versprechen, nichts vorzunehmen, bis ich mich umgesehen habe? Das kann vielleicht eine Stunde dauern, und ich vermute, daß er unter Bewachung ist." —

Herr Groot nickte bedeutungsvoll.

„Das ist er. Sie sollen Ihren Willen haben. Obgleich das, was Sie zu erreichen hoffen —"

Er beendigte seinen Satz mit einer verletzten Grimasse, der jedoch seine Augen widersprachen, in die ein Funken von erwachender Hoffnung gekommen war. (Forts. folgt.)